

Predigt zum Universitätsgottesdienst zur Eröffnung des Wintersemesters 2018/19 an der Philipps-Universität Marburg am 15.10.2018

Christl M. Maier

Von der Frucht deiner Werke wird die Erde satt.

1 Segne die Eine, du meine Lebenskraft!
Die Eine, meine Gottheit – so groß bist du!
Majestät und Glanz kleiden dich.
2 Die sich in Licht hüllt wie in einen Umhang,
den Himmel ausspannt wie eine Zeltbahn.
3 Die ihre Wohnung hoch im Wasser baut,
Wolken zu ihrem Gefährt bestimmt,
auf den Flügeln des Sturms spazieren geht.
4 Die Stürme zu ihren Boten macht,
zu ihren Dienerinnen Feuerflammen.
5 Gegründet hat sie die Erde auf ihren Fundamenten,
dass sie nicht wanke – immer und alle Zeit.
6 Die Urflut bedeckte wie ein Kleid die Erde,
über den Bergen standen die Wasser.
7 Vor deinem Grollen ergriffen sie die Flucht,
vom Klang deines Donnerns wurden sie aufgewühlt.
8 Sie stiegen die Berge empor, flossen herab in die Ebenen,
bis zu dem Ort, den du für sie gegründet hast.
9 Eine Grenze hast du ihnen gesetzt, die überschreiten sie nicht.
Sie kommen nicht zurück, die Erde zu bedecken.
10 Quellen schickst du in ihre Täler.
Zwischen den Bergen gehen sie dahin,
11 tränken alle Lebewesen der Wildnis.
Wildesel löschen ihren Durst.
12 Über ihnen wohnen die Vögel des Himmels,
aus dem Gebüsch lassen sie ihre Stimmen hören.
13 Die Berge tränkst du aus deiner hohen Wohnung,
von der Frucht deiner Werke wird die Erde satt.
14 Du lässt Gras wachsen für das Vieh
und Pflanzen für die Arbeit der Menschen,
um Brot aus der Erde hervorzubringen,
15 dazu Wein – er erfreut das menschliche Herz –,
Öl, um die Gesichter glänzen zu lassen,
und Brot, um das menschliche Herz zu stärken.

Psalm 104,1-15 (Bibel in gerechter Sprache)



Rollsiegel aus Mari, Akkad-Zeit (2340–2150 v. Chr.), Muschel und Kupferblechkappen, H: 6,0 cm, Ø 2,8 cm, Damaskus Nationalmuseum 2734. Zeichnung von H.J. Kantor aus: O. Keel, *die Welt der altorientalischen Bildsymbolik und das Alte Testament*, Zürich u.a. ⁴1984, S. 39, Abb. 42.

Liebe Universitätsgemeinde,

Vor kurzem haben wir in unseren Kirchen das Erntedankfest gefeiert. In vielen Gemeinden wird zu diesem Festtag der Altar mit Früchten aus Feld und Garten geschmückt, um die bunte Fülle der Ernte sichtbar und erlebbar zu machen. Allerdings ist in diesem Jahr in Deutschland die Ernte sehr unterschiedlich ausgefallen. Während die Ackerbauern über hohe Ernteaufträge klagen, sind die Weinbauern voll des Lobes über den zu erwartenden Spitzenjahrgang. Angesichts eines Jahrhundertssommers mit großer Trockenheit in Mitteleuropa und Regenfluten in Regionen, die sonst eher trocken sind, rückt uns der vorhergesagte Klimawandel stärker ins Bewusstsein. Diese Wetterkapriolen, die in Besorgnis erregender Weise auf langfristige Änderungen des Klimas hinweisen, sind nicht mehr zu übersehen. Und doch scheint es, als liefen wir weiter sehenden Auges in die falsche Richtung. „Sehenden Auges“ – eine geläufige Redewendung, aber seltsam tautologisch: Was soll denn ein Auge anderes tun als sehen?

Das Hebräische fasst solche „doppelt gemoppelten“ Vorstellungen sogar in einzelne Begriffe. Das Verb *šama'* „hören“ meint auch gleich „gehören“, das Verb *ra'ah* „sehen“ schließt häufig ein Erkennen ein. Sehen meint also nicht nur wahrnehmen mit den Augen, sondern auch aus dem Gesehenen Schlussfolgerungen ziehen, wobei Verstand, Erkennen und Gewissen nach alttestamentlicher Vorstellung im Herzen liegen, nicht im Kopf. Auch in diesem Gottesdienst geht es um das Sehen. Wir betrachten gemeinsam ein Bild, das Ihnen auf dem Zettel vor Augen gestellt ist. Was sehen Sie? Und was lässt sich daraus „mit dem Herzen“ erkennen?

Auf den ersten Blick sehe ich etwas seltsam Phantastisches: vier menschenähnliche Figuren, die Hörner und baumartige Kopfbedeckungen tragen. Sie sind in lange Gewänder gekleidet und halten etwas in der Hand: eine Lanze, ein Bäumchen, einen Stab, ein dreieckiges Gefäß. Drei der Figuren stehen, eine sitzt auf einer Art Platte, die über einem Hügel mit schuppenförmiger Struktur schwebt. An beiden Seiten dieses Hügels sehe ich so etwas wie Entenköpfe, aus deren Mäulern etwas herauskommt, das wie Wasserströme aussieht. Und aus diesem Wasser scheinen die beiden Figuren links und rechts des Hügels heraus zu wachsen, jedenfalls sehen ihre Gewänder Baumstämmen ähnlich und hinter ihnen sprießen Zweige

hervor. Die Figur ganz links macht einen Schritt und aus dem langen Gewand ragt ein muskulöses Bein hervor. Mit der Lanze sticht diese Figur gewissermaßen ins Wasser – oder doch eher in die Erde zu Füßen der vor ihr stehenden Figur? Außerdem sind da in der Mitte des Bildes noch zwei zackenartige Gebilde – Blüten? Sterne?

Sie merken: Ich beschreibe was ich sehe, aber wie soll ich das Bild verstehen? Wer hat es gezeichnet? Würde ich es Ihnen ohne die Bildlegende präsentieren und Sie raten lassen, so bin ich sicher, jemand würde es eine Kinderzeichnung nennen. Doch dieses Bild ist die professionelle Zeichnung eines Rollsiegels, das über viertausend Jahre alt ist und bei Ausgrabungen der antiken Stadt Mari am mittleren Euphrat gefunden wurde, tief im Osten des heutigen Syrien. In das Siegel wurde dieses Bild im Negativ eingeritzt; wenn man es auf einem weichen Lehmklumpen abrollt, kommt dieses Relief-Positiv heraus. Die Zeichnung ist stark vergrößert, aber wenn ich mir vorstelle, dass das Bild in ein fingerdickes, 6cm langes Muschelröllchen eingraviert ist, dann staune ich über solche Handwerkskunst.

Altorientalische Bilder, sagt Othmar Keel, der Bilderexperte aus Fribourg in der Schweiz, „altorientalische Bilder sind Denkbilder, keine Seh-Bilder“. Er meint damit: Man muss viel über altorientalische Kunst wissen, um solch ein Bild deuten zu können. Nur aus der Fülle einzelner Bildelemente und wiederkehrender Motive auf verschiedenen Bildträgern, aus dem Vergleich der Szenen lässt sich so ein Bild verstehen. Keel warnt ausdrücklich davor, solche Bilder zu schnell mit altorientalischen oder biblischen Texten verbinden zu wollen in dem Glauben, die Bilder würden die Texte illustrieren oder die Texte die Bilder beschreiben nach dem Motto: Zwei nackte menschenartige Figuren um einen Baum gruppiert, das sind bestimmt Adam und Eva im Paradies. Zunächst einmal sind Bilder und Texte je für sich zu studieren – und erst danach kann man Gemeinsamkeiten erkennen.

Jetzt will ich sie nicht weiter auf die Folter spannen, sondern fragen, was eine Person aus der untergegangenen Stadt Mari hier erkannt hätte – es ist nichts weniger als ein Bild der Welt und was diese im Inneren zusammenhält. Die Figuren sind allesamt Gottheiten, worauf die Hörnerkronen verweisen. Der mit einem Zepter bewehrte, auf dem Berg Thronende ist der Götterkönig, dessen Herrschaftsbereich ausweislich der beiden Sterne bis zum Himmel reicht. Aus den beiden Urflutbächen am Fuß des Berges erheben sich zwei Vegetationsgöttinnen. Gegen die Urflut kämpft ein Wettergott mit Lanze. Das Bild symbolisiert das Gleichgewicht im Kampf zwischen Chaos und Kosmos, Flut und Vegetation.

Dieses Rollsiegel diente einer reichen Person aus dem antiken Mari als Schmuckstück, das sie als eine Art Amulett um den Hals trug, als ein Schutzzeichen gegen das Chaos und die Gefährdungen des täglichen Lebens. Das Amulett bannt das Wirken verschiedener Gottheiten für die Weltordnung in ein Bild, um diese Wirksamkeit sichtbar zu machen. Und weil Psalm 104, dessen ersten Teil wir zu Beginn unseres Gottesdienst miteinander gebetet haben, vom Wirken des Gottes *Israels* für die Welt und ihr Gleichgewicht handelt, stelle ich jetzt doch einen Text neben das Bild. Beide gehören nicht zusammen, denn der Psalm ist etwa eineinhalb Jahrtausende jünger als das Bild und stammt in seiner Endfassung wohl aus dem nachexilischen Jerusalem. Aber beide, Bild und Text, rufen eine Wirklichkeit jenseits der vorfindlichen Welt auf, nämlich das Wirken der Gottheiten für den Bestand der Erde:

Der auf dem Berg thronende Götterkönig ist in unserem Psalm die Gottheit,

2 Die sich in Licht hüllt wie in einen Umhang,
den Himmel ausspannt wie eine Zeltbahn.

3 Die ihre Wohnung hoch im Wasser baut,
Wolken zu ihrem Gefährt bestimmt,
auf den Flügeln des Sturms spazieren geht.

Auf dem Siegel hindert der Wettergott mit der Lanze die Urflut daran, das bei der Schöpfung gezähmte Chaos wieder hereinbrechen zu lassen. Von dieser Urflut spricht auch der Psalm und er weist JHWH, der Gottheit Israels, die Kompetenzen des mesopotamischen Schöpfergottes *und* des Wettergottes zu:

5 Gegründet hat sie die Erde auf ihren Fundamenten,
dass sie nicht wanke – immer und alle Zeit.
6 Die Urflut bedeckte wie ein Kleid die Erde,
über den Bergen standen die Wasser.
7 Vor deinem Grollen ergriffen sie die Flucht,
vom Klang deines Donnerns wurden sie aufgewühlt.
9 Eine Grenze hast du ihnen gesetzt, die überschreiten sie nicht.
Sie kommen nicht zurück, die Erde zu bedecken.

Auf dem Siegel hat der thronende Götterkönig die Urflut bereits gezähmt, sodass sie als Quellen am Fuße des Berges hervorquillt und den Erdboden so tränkt, dass Bäume und Pflanzen wachsen. Diese Vorstellung von der Erhaltung der einmal geschaffenen Welt durch Gott findet sich auch im Psalm:

10 Quellen schickst du in ihre Täler.
Zwischen den Bergen gehen sie dahin,
11 tränken alle Lebewesen der Wildnis.
Wildesel löschen ihren Durst.
12 Über ihnen wohnen die Vögel des Himmels,
aus dem Gebüsch lassen sie ihre Stimmen hören.
13 Die Berge tränkst du aus deiner hohen Wohnung,
von der Frucht deiner Werke wird die Erde satt.
14 Du lässt Gras wachsen für das Vieh
und Pflanzen für die Arbeit der Menschen,
um Brot aus der Erde hervorzubringen,
15 dazu Wein – er erfreut das menschliche Herz –,
Öl, um die Gesichter glänzen zu lassen,
und Brot, um das menschliche Herz zu stärken.

Das Lob des Gottes Israels schließt sogar die Kompetenzen der auf dem Siegel weiblich dargestellten Vegetationsgöttinnen ein. Der Psalm führt zudem über das Bild hinaus, indem er die Folgen des göttlichen Wirkens für die Lebewesen der Erde beschreibt – für Wildtiere, Vögel, Vieh und Menschen. Mit dem Wasser der Quellen tränkt JHWH nicht nur die Tiere, sondern auch die Erde, die ihrerseits Getreide, Trauben und Oliven hervorbringt, die den Menschen als Nahrung dienen. Im Alten Orient wurde auch die Erde als Göttin verstanden. Doch bereits die biblische Schöpfungsgeschichte „degradiert“ sie zum Ackerboden, für den die Menschen umso mehr verantwortlich sind. Dennoch hallt in dem Satz „**von der Frucht deiner Werke wird die Erde satt**“ die Göttlichkeit der Erde noch von Ferne wider – auch übrigens in der heutigen Rede von der Mutter Erde.

Im Unterschied zum Siegelbild kennt der Psalm nur eine einzige Gottheit – JHWH, die Gottheit Israels, in unserer Übersetzung die „Eine“ genannt. Ihr oder ihm werden in der Bibel die Kompetenzen aller Göttinnen und Götter des Alten Orients zugetraut; er ist der königsgleiche Gott, der auf dem Zionsberg über Jerusalem thront *und* im Himmel, der die Geschichte Israels lenkt *und* die Geschichte aller anderen Völker.

Der Psalm bekennt sich zu einer Wirklichkeit hinter der Alltagsrealität und beschreibt diese in Metaphern, in sprachlichen Bildern, die an vielen Stellen wie Beschreibungen von altorientalischen Bildern klingen – und es auch sind: in Worte gefasste Bilder, die eben nicht

nur Seh-, sondern Denkbilder sind. Bild und Text künden also davon, was Flora und Fauna bestehen lässt und die Fruchtbarkeit der Erde sichert. Sie sind Ausdruck der Hoffnung auf die Verlässlichkeit Gottes, des Ideals einer stabilen Welt mit berechenbaren und zuverlässigen Wechseln der Jahreszeiten, mit Saat und Ernte, die das Überleben von Mensch und Tier sichern.

Wenn wir heute über solche Zusammenhänge sprechen, reden wir vom Klima und davon, was die sog. natürlichen Zyklen stört. Auch wir fragen uns, ob der Wechsel von Saat und Ernte, Sommer und Winter Bestand haben wird. Auch wir befürchten, dass es zukünftig nicht mehr so sein könnte und erwarten, dass dann das Chaos ausbricht – auch wir dieses Chaos nicht als göttliche Macht, sondern als menschengemachte Folge der Ausbeutung der Erde verstehen.

Die Entwicklung hin zum Glauben an einen einzigen Gott ist eine erstaunliche Leistung und wurde, wie wir im Studium des Alten Testaments lernen können, durch Lebens- und Glaubenskrisen gewonnen. Die Entwicklung hin zu einem wissenschaftlich begründeten Weltbild, das die Erde gleichsam „entzaubert“ und die Naturabläufe anders erklärt, hat viele Menschen im Glauben angefochten. Und dennoch zielen beide Erklärungen – hier der Urknall, da die Schöpfung, hier das Klima, da das Wirken von Wetter- und Vegetationsgottheiten – auf Kräfte und Mechanismen hinter dem Sichtbaren, auf Zusammenhänge, die sich dem menschlichen Begreifen nicht ohne Weiteres erschließen.

Mit unserer Wissenschaft können wir heute bis in kleinste Details Vorgänge des Klimas beschreiben; wir wissen, was eine plötzliche Wasserflut, einen Tsunami auslöst. Und dennoch können wir nicht vorhersagen, was morgen passieren wird – und ein Tsunami wie jüngst in Indonesien erscheint bei aller modernen Einsicht fast zwangsläufig wie das Hereinbrechen einer göttlichen Macht, weil die Menschen ihre eigene Machtlosigkeit erfahren.

Was wird aus uns in dieser entgötterten Welt? Wo bleibt Hoffnung für uns und unsere Welt angesichts des Wissens, dass nicht die Gottheiten, sondern wir selbst für diesen Ackerboden Verantwortung tragen? Ein Psalm aus vergangenen Zeiten und ein noch älteres Rollsiegel stellen uns diese Fragen. Sie geben aber keine unmittelbare Antwort darauf, weil die Welt, die sie beschreiben, nicht mehr unsere Welt ist. Die Fragen sind geblieben, nur müssen wir andere Antworten finden. Das „Sehen“ der Bilder, das „Hören“ des Textes muss mehr sein als Sehen und Hören, nämlich Verstehen und Handeln.

Texte wie Psalm 104 sind mutige Texte, weil sie nicht nur die Welt als Schöpfung Gottes beschreiben, sondern im Beschreiben, in ihrer Wahrnehmung es wagen, Gott als „Du“ anzureden: Du bist es, Gott, der diese Welt geschaffen hat und Du bist es, der die Voraussetzungen und die Ressourcen zu ihrer Erhaltung garantiert: „Von der Frucht deiner Werke wird die Erde satt“. Die Gottheit Israels als die Lebendige wird gleichsam in die Pflicht genommen, die Welt für alles Lebendige in ihr zu erhalten.

Es ist wahr – diese „wagemutigen“ Texte sind nicht unsere Texte. Aber in der Weise, wie sie ihre „Sicht“ auf Gott und die Welt darstellen, fordern sie uns auf, zu vertrauen auf eine Wirklichkeit hinter dem Sichtbaren. Dieses Vertrauen schließt aber nicht aus, sondern vielmehr ein, dass wir mit unserem Wissen über die Ursachen von Klimaveränderungen, Insektensterben, über die Wirkungen von Treibhausgasen und Stickoxiden nicht mehr nur einfach Gott die Verantwortung für den Erhalt der Welt zuweisen. Die Weise, wie wir die Welt sehen, geht einher mit dem Wissen, dass wir selbst mitverantwortlich sind. Der Wagemut des Psalms Gott gegenüber sollte uns den Mut geben, selbst Verantwortung für uns und unsere Welt zu übernehmen, bevor es zu spät ist. Es ist eine Binsenweisheit: Die Erde braucht uns Menschen nicht zum Überleben, aber wir Menschen brauchen die Erde. Können oder wollen wir „sehenden Auges“ dies nicht verstehen – und endlich entsprechend konsequent handeln?

Liebe Universitätsgemeinde, vor dem Hintergrund solch aktueller Herausforderungen ist hier der richtige Ort, wenn wir uns dies am Beginn des neuen Semesters „vor Augen führen“. Denn es ist unser Studieren und Forschen, das uns die Zusammenhänge der Welt sehen und erkennen lässt und das uns die nötigen Einsichten gibt, althergebrachte Denkweisen, gewohnte Lebensweisen und liebgewonnene Glaubensweisen auf den Prüfstand zu stellen. Das ist wichtig, damit Erntedank nicht von der Klage über die menschengemachten Klimaveränderungen abgelöst wird, sondern tatsächlich wieder zum Dank an Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt werden kann. Mit demselben Mut wie der Psalmist können wir Gott zutrauen, dass er uns zu den nötigen Veränderungen Kraft und Entschlossenheit gibt, weil er seine Erde uns Menschen anvertraut hat – nicht um sie auszubeuten, sondern um sie zu gestalten und zu bewahren.

Amen.